

Geschmack und Stil als Herausforderung gemeinsamen Glaubens und Lebens

Im Urlaub auf dem Campingplatz an der Ostsee: Vier Jugendliche nebenan hören Hip-Hop und fühlen sich dabei ziemlich cool. Das sollen offenbar die Nachbarn auch erfahren ... Vom riesigen „Landhaus“-Wohnwagen gegenüber tönt – nicht weniger deutlich – volkstümliche Musik herüber; dort dreht eine angeheiterte Seniorenrunde gerade ein Urlaubsvideo und benötigt die entsprechende Klangkulisse. Das kann der Intellektuelle nicht auf sich sitzen lassen: Er macht es sich mit Discman und Kopfhörer am Wegrand bequem und zieht sich die neueste Einspielung von „Tristan und Isolde“ rein (Richard Wagners zentrale Oper gilt nicht gerade als Inbegriff der leichten Muse). Selbstverständlich wird das Cover der CD möglichst sichtbar für alle Passanten auf den Tisch gelegt. Zeig mir, was du hörst, und ich sage dir, wer du bist...

» Musik dient der Kennzeichnung des eigenen Reviers «

Hier wird deutlich: Musik dient der Kennzeichnung des eigenen Reviers. Sie ist akustische Visitenkarte und klingende Duftmarke zugleich. Mittels kultureller Medien wird die eigene Identität stilisiert und das Verhältnis von Nähe und Distanz zu anderen Menschen geregelt. An Kontaktannoncen lässt sich studieren, wie heute die Frage „Wer bin ich/wer bist du?“ beantwortet wird: hier werden neben der Berufstätigkeit vor allem Geschmacksvorlieben aufgezählt. Solche ästhetische Selbststilisierung ist allerdings alles andere als eine harmlose Privatangelegenheit: In unseren Geschmacksvorlieben, ja bis hin in unser körperliches Verhalten zeigen sich gesellschaftliche Prägungen, Risse und Spaltungen. Denn in der Wahl unserer kulturellen Ausdrucksmittel orientieren wir uns ständig an den üblichkeiten derjenigen Milieus, denen wir angehören oder zu denen wir gerne gehören würden. Während früher für die Bestimmung der Zugehörigkeit zu einem Milieu Einkommen und Besitz entscheidend waren, wird deren Einfluss heute überlagert von den Faktoren Alter, Bildungsstand und den spezifischen Formen, sich auszudrücken, etwa durch Sprache, Konsummuster und Freizeitaktivitäten. Auch die Art der Kommunikationsgestaltung etwa in Cliques aber auch im Mediengebrauch spielt eine Rolle. Und verschiedene Wertebindungen (Lebensphilosophien) führen dazu, die Welt ganz unterschiedlich zu interpretieren.

Gerhard Schulze hat 1992 drei Erlebnismuster unterschieden, die neben den Faktoren Alter und Bildungsstand Orientierungsmarken bilden, an denen sich die sozialen Milieubildungen ausrichten. Die typischen Erlebnisschemata stellen so etwas wie die drei Koordinaten eines Erlebnisraumes dar, in dem sich soziale Gruppen durch ihre Nähe oder Ferne zu den drei Erlebnisschemata formieren:

Im Hochkulturschema erfolgt der ästhetische Genuss primär kognitiv und kontemplativ. Ausgegrenzt wird alles Barbarische und Unkultivierte. Die Lebensphilosophie folgt entsprechend dem Grundsatz der Perfektion.

Das Genießen im Trivialschema ist hingegen körperbetonter, aber behäbig; die Wiederholung des Schlichten steht im Zentrum; Gemütlichkeit ist hier der Leitbegriff. Entsprechend erfolgt die Abgrenzung gegen alles Fremde und Exzentrische. Und die Lebensphilosophie orientiert sich an der Sehnsucht nach Harmonie. Das Spannungsschema leitet sich primär aus der Jugendgegenkultur und Popkultur der siebziger Jahre des 20. Jahrhunderts her.

Der Genuss ist stark körperlich geprägt, zum gelungenen Erleben sind ständige Neuheit und Abwechslung nötig. Die Abgrenzung gilt entsprechend den Langlewigeren, Spießern, Etablierten und Biedereren. Die Lebensphilosophie ist narzisstisch, Selbstverwirklichung steht im Zentrum.

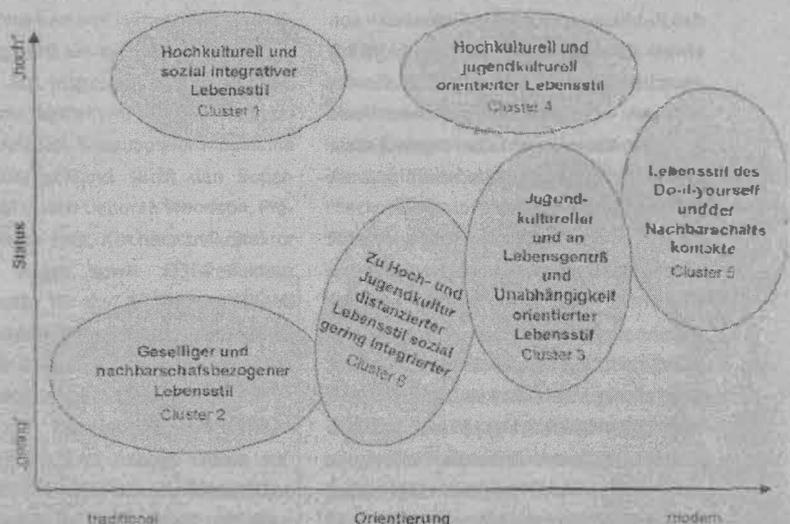
Es dürfte deutlich sein, dass sich diesen Schemata leicht bestimmte Musikstile und Rezeptionsgewohnheiten von Musik zuordnen lassen.

Eine neuere Milieu-Studie von Michael Vester u.a. über „Kirche und Milieus“ weist nach, dass sich die Milieus auch heute noch in einem hierarchisch geordneten Raum befinden. Die obersten Milieus der Intellektuellen und Leistungseliten neigen dazu, sich für kulturell höherentwickelt zu halten, für gebildeter, feiner, kultivierter und grenzen sich daher vom Rohen der unteren Milieus ab. Die mittleren Milieus der Arbeitnehmer und Kleinbürger distanzieren sich ihrerseits von den dünnkelhaft erscheinenden elitären Milieus und beharren gleichzeitig gegenüber den untersten Milieus der Unangepassten und Traditionslosen darauf, in ordentlichen Verhältnissen zu leben.

Wie in einer Volkskirche nicht anders zu erwarten ist, spiegeln sich alle diese Milieus auch in der Kirche. Allerdings beteiligen sie sich höchst unterschiedlich intensiv am kirchlichen Leben. In erster Linie sind die kleinstädtischen Milieus und das liberal-intellektuelle Milieu ver-

Prof. Dr. Peter Bubmann lehrt Praktische Theologie an der Theologischen Fakultät der Universität Erlangen-Nürnberg. Er hat sich aktiv popmusikalisch vor allem bei Kirchentagen engagiert, in vielen Publikationen mit der theologischen Würdigung von Musik beschäftigt und ist Mitglied des Verbandes für christliche Populärmusik. Homepage: www.bubmann.com

Lebensstile evangelischer Kirchenmitglieder im sozialen Raum



(aus: 4. Erhebung über Kirchenmitgliedschaft, hg. vom Kirchenamt der EKD, Hannover 2003, S. 62)

treten (vgl. in der Graphik Cluster 1 u. 2). Ihre kulturellen Ausdrucksmittel, Kommunikationsformen und Wertvorstellungen dominieren derart das gemeindliche Leben, dass sich andere Milieus (etwa moderne Arbeitnehmer oder postmoderne Künstlertypen) hier wenig zuhause fühlen können.

Zu ähnlichen Ergebnissen kommt die neueste 4. Erhebung über Kirchenmitgliedschaft der EKD. Hier werden sechs mit Milieus zusammenhängende, diese teils auch übergreifende Lebensstile unter Evangelischen unterschieden. Bei den expressiven Verhaltensmustern wurde ausdrücklich nach den musikalischen Vorlieben gefragt. Die Lebensstiltypen stehen zueinander wiederum teilweise in deutlichen Gegensätzen, einmal was den sozialen Status und zweitens was die Orientierung an modernen oder traditionellen Kulturformen betrifft. Es wird deutlich: Die Kämpfe um kulturelle Ausdrucksmittel in der Kirche (etwa: Pop contra Bach oder E-Avantgarde) liegen nicht hinter uns, sondern immer noch (und sogar verstärkt) vor uns. Denn die Menschen sind kaum mehr gewillt, ihren Lebensstil im kirchlichen Bereich abzulegen und sich von kulturellen Mustern anderer Milieus fremdbestimmen zu lassen.

In dieser soziologischen Diagnose stecken enorme Herausforderungen. Offenbar sind die Kirchen dabei, nach dem Verlust der Arbeiterschaft im 19. Jahrhundert und der künstlerischen Avantgarde im 20. Jahrhundert nun auch noch weitere Milieus zu verlieren. Wie ist damit umzugehen?

Einerseits ist die Pluralität von Lebensstilen und Ausdrucksformen auch für den christlichen Glauben eine Bereicherung (vgl. 1 Kor 12 u 14). Doch sind Spaltungen und Machtkämpfe zu befürchten, zumal dann, wenn die finanziellen Ressourcen knapper werden.

Weil es das Evangelium nur in kulturell vermittelter Gestalt gibt, kann eine Lösung der kirchlichen Milieuverengungen nicht darin liegen, die musikalischen oder künstlerischen Ausdrucksmittel möglichst zugunsten des Wortes zurückzudrängen (das würde im übrigen schon wieder diejenigen Milieus ausschließen, die ihren Glauben primär emotional-erlebnisorientiert und nicht rational-kognitiv leben). Zunächst leuchtet die katholische Lösung mehr ein, eine milieu-unabhängige,

eigenständige Kirchenkultur zu pflegen: also deutsche Gregorianik, spezielle von der Massenkultur nicht bestimmte Lieder, Rituale, Bilder etc. Dies kann allerdings nur funktionieren, wenn alle Milieus sich der kirchlichen Sozialisierung unterziehen (weshalb die katholische Sonntagspflicht durchaus Sinn macht).

Das aber ist im Protestantismus weder

»Die Lebensstiltypen stehen zueinander teilweise in deutlichen Gegensätzen«



durchsetzbar noch theologisch zwingend. So bleiben nur zwei Lösungswege: Entweder wird sich die Volkskirche in Milieu- und Lebensstilgemeinden auftrennen, wie es teilweise bereits in den Großstädten geschieht. Manchmal ist die friedliche Trennung besser als die permanente Auseinandersetzung (was die Geschichte der Konfessionen belegt).

Oder man verstärkt die Versuche, die verschiedenen Milieus einerseits in ihrer Eigenständigkeit zu pflegen und zu fördern, andererseits kulturelle Lernprozesse zwischen den Milieus zu initiieren. Deren Ziel wäre die gegenseitige Verständigung oder wenigstens das gegenseitige Aushalten, worin die Kirche auch zum Modell für die Gesellschaft werden könnte. Das hieße, dass sowohl die christlichen Pop-Freaks, als auch die Wahren der Tradition und die Profis der Avantgarde mehr aufeinander hören und voneinander lernen müssten als bisher. Hier wäre die Gemeindepädagogik ganz neu gefordert.

Solche Verständigung der verschiedenen Lebensstile wird allerdings dadurch

erschwert, dass in den kirchenleitenden Organen vorwiegend Anhänger eines hochkulturellen Lebensstils das Sagen haben (s. ob. Cluster 1). Sie verstehen die kulturellen Differenzierungsleistungen ihrer eigenen Milieukultur oft unhinterfragt als Maßstab aller Kirchenkultur und möchten die anderen Milieus patriarchal-pädagogisch ebenfalls zu Johann Sebastian Bach, Olivier Messiaens oder Marc Chagall hinführen.

Daher stellen sich mit der Lebensstil-Problematik sofort auch die Fragen nach der kulturellen Deutungsmacht in der Kirche. Die protestantische Antwort darauf kann nur darin bestehen, dass in gemeinsamen, konziliären Kommunikationsprozessen um die angemessenen kulturellen Formen in der Kirche gerungen wird. Kein Kirchenkulturpapst kann den mündigen Evangelischen diesen mühsamen Prozess abnehmen. Daher wären etwa im Streit um die Förderung von kirchenmusikalischen Stilen zunächst die Synoden bzw. die Kirchenvorstände gefordert. Dabei hätten insbesondere die hauptamtlichen Fachleute stellvertretend ihre Stimme für diejenigen Milieus zu erheben, die in diesen Gremien unterrepräsentiert sind.

In Leitbildern der gemeindlichen Kultur müsste konkret formuliert werden, wie die Begegnung der Lebensstile und die Pflege wenigstens eines Minimums gemeinsamer geistlicher Kultur auszusehen hätte. Die Frage, welche Lieder alle Christinnen und Christen noch gemeinsam singen können (sollten), wird so beispielsweise zu einer zentralen, die Einheit der Kirche betreffenden Grundsatzfrage, der sich alle in der Kirche Verantwortung Tragenden (auch der Verband für christliche Populärmusik!) zu stellen hätten.

Dass in der Vielfalt der Stile gemeinsames Glauben und Leben im Geiste Gottes möglich ist, bleibt in alledem meine Hoffnung für unsere Kirche.

Lit.: Gerhard Schulze, *Die Erlebnisgesellschaft. Kultursoziologie der Gegenwart*, Frankfurt 1992; Wolfgang Vögele/Helmut Bremer u. Michael Vester (Hg.), *Soziale Milieus und Kirche*, Würzburg 2002; *Kirchenamt der EKD (Hg.), Weltsichten, Kirchenbindung, Lebensstile. Vierte EKD-Erhebung über Kirchenmitgliedschaft, Kirche Horizont und Lebensnahmen*, Hannover 2003.